



THEO SUNDERMEIER

Lehren und Lernen in Afrika



LEHREN UND LERNEN IN AFRIKA

THEO SUNDERMEIER

**LEHREN UND LERNEN
IN AFRIKA**



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig



Theo Sundermeier, Dr. theol., Dr. h. c., Jahrgang 1935, studierte in Bethel und Heidelberg Evangelische Theologie. Er lehrte von 1964 bis 1974 an verschiedenen Seminaren im südlichen Afrika und ist Professor em. der Theologischen Fakultät und der damaligen Fakultät für Orientalistik und Altertumswissenschaften der Universität Heidelberg. Neben religions- und missionswissenschaftlichen Arbeiten hat er zahlreiche Texte zur Hermeneutik des Fremden und zur christlichen Kunst in Deutschland, Afrika und Ostasien veröffentlicht.

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der VELKD.



Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: FRUEHBEETGRAFIK, Thomas Puschmann, Leipzig
Satz: makena plangrafik, Leipzig
Druck und Binden: Hubert & Co., Göttingen

ISBN 978-3-374-05775-7
www.eva-leipzig.de

*Für Wolfram
Oda
Erdmute
unsern in Namibia geborenen Kindern*

*und
in memoriam
Renate Sundermeier († 06.01.2011)
Ohne sie hätte ich in Namibia und
Südafrika nicht arbeiten können.*

VORWORT

Die Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes 2017 fand in Namibia statt. Zur Vorbereitung auf diese Versammlung wurde ich von verschiedenen Seiten gebeten, zu einem besonderen Ereignis einen Vortrag zu halten, das seinerzeit die beiden kleinen einheimischen lutherischen Kirchen weltweit bekannt machte. Diese sich völlig unpolitisch verhaltenden Missionskirchen, die Evangelisch-Lutherische Ovambokavangokirche (ELOK) und die Evangelisch-Lutherische Kirche in Südwestafrika (ELK) hatten einen Offenen Brief an den Premierminister von Südafrika geschrieben, in dem sie unter Berufung auf die Menschenrechte ein Ende der Apartheid und ein freies Südwestafrika forderten (den späteren Namen »Namibia« wagte damals noch niemand öffentlich auszusprechen). Als einziger noch lebender Zeitzeuge des damaligen, großen Aufsehen erregenden Ereignisses sollte ich darüber berichten. Dass ich am Entstehen dieses Briefes zentral involviert gewesen war, wusste bisher niemand in Deutschland und Namibia. Ich hatte auch darüber nie öffentlich gesprochen. Nach so vielen Jahren ist es dann wohl gut und richtig, Einzelheiten mitzuteilen. Doch warum nur mündlich in Vorträgen? Sollten nicht auch spätere Generationen ein Anrecht darauf haben, Details zu diesem nicht nur für die namibianischen Kirchen wichtigen kirchengeschichtlichen Ereignis zu kennen?

So entstand der Gedanke, meine Erinnerungen schriftlich festzuhalten.

Aber es gab noch zwei weitere Gründe. Meine an der Universität vorgetragenen und dort unterschiedlich diskutierten und rezipierten religions- und missionswissenschaftlichen Konzepte (»primäre und sekundäre Religionen«, »Hermeneutik des Fremden«, »Konvivenz« u. a.) sind nicht am grünen Tisch entstanden. Ich habe immer betont, dass sie Ergebnisse meiner Lernerfahrungen in Afrika sind. Darüber nicht nur vor mir selbst Rechenschaft abzulegen, sondern auch vor meinen Freunden, Doktoranden und Habilitanden schien mir an der Zeit zu sein.

Und schließlich haben auch meine drei Kinder, die in Namibia geboren sind, und vielleicht später auch meine Enkel Interesse daran, was ihre Eltern und Großeltern in Afrika getan haben. Biographisches ist deshalb in diesen Erfahrungsbericht eingewoben. Auch wenn in den 60/70er Jahren an manchen theologischen Fakultäten der Erfahrungsbegriff verpönt war, ich war immer der Überzeugung, dass reflektierte Erfahrung wesentlich zum »doing theology« gehört. In Afrika habe ich gelernt, dass das Zentrum missionarischer Existenz das Zuhören ist. Als ein Missionar mich fragte, was ich ihm raten würde für seine Arbeit, war meine Antwort: Ich habe drei Ratschläge: »1. Lerne zuzuhören; 2. Lerne zuzuhören; 3. Lerne zuzuhören!« Das hilft Vorurteile zu überwinden, kehrt die innere Einstellung um und öffnet den Blick nach vorn. Man ist nicht an erster Stelle der Gebende, sondern zuerst der Empfangende. So wird aus dem Dozenten ein Student. Das Lehren wird zum Lernen.

Einige Bemerkungen zum Text und die dort verwendeten Abkürzungen seien hier vorab gemacht.

Ich verwende durchgehend für Südwestafrika den heutigen offiziellen Begriff Namibia, auch wenn er erst nach der Zeit staatlich eingeführt wurde, von der mein Erfahrungsbericht handelt.

Die Abkürzung ELK steht für die damals so genannte Evangelisch-Lutherische Kirche in Südwestafrika. Heute heißt sie selbstverständlich »Evangelical Lutheran Church in Namibia« (ELCIN). Das gleiche gilt für die Ovambo-Kavangokirche (ELOK). Ich behalte die alte Abkürzung bei, wie sie in den damaligen Texten stand.

Für die damalige Rheinische Mission verwende ich den heutigen Namen »Vereinigte Evangelische Mission« (VEM), jedoch nicht, wenn es sich um Ereignisse im 19. Jh. handelt.

Ich gebrauche die inklusive Sprache.

Mein Dank gilt der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft und dem Deutschen Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes für einen namhaften Druckkostenzuschuss.

Meinen Kindern Erdmute und Wolfram danke ich für die Hilfe bei der Erstellung der Publikationsliste und den Entwurf und die Photos für das Cover.

INHALT

1. Hinwege — **13**
2. Erste Begegnungen in Südafrika — **21**
3. Im Kap — **26**
4. Im Paulinum — **33**
5. Zur Begegnung mit den weißen Nachbarn — **54**
6. Die Studenten — **58**
7. Und die Politik? — **66**
8. Forschungen — **73**
9. Der »Offene Brief« — **88**
10. Familie — **119**
11. Umpumulo/Zululand, Südafrika — **128**
 - Im College* — **128**
 - Polizei* — **138**
 - Kunst* — **140**
 - Die weiße Umgebung* — **145**
 - Forschungen* — **147**
12. Abschied — **159**
13. Bochum und Heidelberg: »Erntezeit« — **165**
 - Den Fremden verstehen* — **165**
 - Primäre und sekundäre Religion* — **167**
 - Konvivenz* — **171**
 - Kunst* — **176**

Anlagen — **180**

1. Der »Offene Brief« 1971 — **181**
2. Dissertationen und Habilitationen im Fach Religionsgeschichte und Missionswissenschaft — **183**
3. Publikationen — **189**

1. HINWEGE

Die Antwort kam spontan, ohne Zögern und deutlich: »Ja, ich gehe nach Namibia!« Es war auf der Jahrestagung des Deutschen Evangelischen Missionstages in Königsfeld (1961) im Schwarzwald – ich hatte dort im Jugendgottesdienst gepredigt – als der Afrikareferent der damaligen Rheinischen Mission (heute VEM), S. Groth, mich fragte, ob ich bereit sei, nach Namibia zu gehen. Die Finnische und die Rheinische Missionskirche (ELOK und ELK) hätten ihre Seminare vereinigt und suchten für das neu gebaute Theologische Seminar einen Dozenten. Meine direkte Antwort irritierte ihn: Ich müsse nicht sofort eine Antwort geben. Ich solle es mir noch gründlich überlegen. »Nein, das ist nicht nötig. Ich stehe zu meiner Zusage«. Meine Zeit als Assistent am Lehrstuhl für Religionsgeschichte und Missionswissenschaft an der Heidelberger Theol. Fakultät würde ich auslaufen lassen, müsse aber noch ins Vikariat gehen und das Zweite Theol. Examen in der westfälischen Kirche ablegen. »In knapp einem Jahr könnte ich dann ausreisen.«

Wie war es zu dieser spontanen und für mich in diesem Augenblick auch unwiderruflichen Entscheidung gekommen? War es Leichtsinn, Freude über die Möglichkeit aus der engen deutschen Bürgerlichkeit herauszukommen? Im Nachhinein sind verschiedene, zunächst kleine, fast unscheinbare Ereignisse zu nennen, die sich wie Mosaiksteine zu einem Gesamtbild zusammenfügen. Nach meinem Studium in Bethel (1955–WS 1956) wechselte

ich nach Heidelberg. Auf Vorschlag der Bibliothekarin des Theol. Seminars, E.-L. von Pannewitz, wurde ich 1957 von Prof. H.-W. Gensichen gefragt, ob ich an seinem neu errichteten Lehrstuhl für »Religionsgeschichte und Missionswissenschaft« die Hilfskraftstelle übernehmen würde. Eigentlich hatte ich mich bei dem Lehrstuhl für Diakoniewissenschaft einschreiben wollen, da ich überzeugt war, man müsse sich auf irgendeinem Gebiet der Theologie spezialisieren. Diakonie oder Mission? Die Mission war mir von Jugend auf vertraut. Die jährlichen Missionsfeste in Bünde in Ostwestfalen waren damals noch große Volksfeste. Wir Posaunenbläser verbrachten den ganzen Tag in einer der Kirchen, so dass die Begegnung mit Missionaren eine Selbstverständlichkeit war. So war die Entscheidung für die Missionswissenschaft nur folgerichtig. Da seinerzeit die Bibliothek der Theol. Fakultät nur etwa fünf missionswissenschaftliche Bücher besaß, war meine Tätigkeit weitgehend auf die Einordnung und Signierung von den nun großzügig aufgekauften Büchereien verschiedener Missionsgesellschaften (Bremen u. a.) beschränkt. Dass ich in diesem Fach auch promovieren würde, war nur folgerichtig.

H.-W. Gensichen schlug als Thema vor, der Frage nach dem Konfessionsstreit in Namibia im 19. Jh. nachzugehen und zwar am Beispiel der Arbeit des Pioniermissionars C.-H. Hahn. Zuvor solle ich aber im Archiv der VEM nachsehen, ob genügend Material dazu vorhanden sei. Einige Wochen Nachforschung führten zu einem positiven Ergebnis. Zunächst aber konzentrierte ich mich auf das Erste Theol. Examen in Bielefeld. Danach ließ ich mich für ein Jahr für die Promotionsarbeit beurlauben. Dass ich in dieser relativ kurzen Zeit meine Arbeit fertigstellen konn-

te, hing u. a. damit zusammen, dass C.-H. Hahn, obwohl aus dem Baltikum stammend, seine »Heimatbasis« für die Arbeit in Namibia im Ravensberger Land gefunden hatte und von den führenden Erweckungspredigern dort unterstützt wurde. Dieses theologische »Milieu« war mir vertraut. So fand ich nicht nur sehr bald weiteres wichtiges Material im Archiv in Wuppertal, sondern auch im Dekanat in Herford. Das entscheidende Dokument zur konfessionellen lutherischen Ausrichtung der Mission befand sich in einem Archiv der Gemeinde Valdorf bei Minden. Es war das Protokoll jener Sitzung, auf der die Ravensberger führenden Pfarrer (J. Volkening, Th. Schmalenbach u. a.) entschieden hatten, die Mission müsse lutherisch ausgerichtet werden. Für die Arbeit von C.-H. Hahn in Namibia hatte das weitreichende Folgen, z. B. die, dass C.-H. Hahn später die Finnische Mission, eine lutherische Missionsgesellschaft, einlud nach Südwest zu kommen. Die Konstitution von zwei lutherischen Kirchen in den 60er Jahren des 20. Jh. war eine der späten Früchte seines konfessionellen Engagements.

Nach Fertigstellung der Arbeit¹ und noch vor dem Rigorosum ging ich zurück in die Westf. Kirche zum Vikariat in Emsdetten bei Münster. Doch statt ins Predigerseminar zu gehen, delegierte mich Präses H. Thimme kurz darauf zum Studium am Ökumenischen Institut in Bossey/Schweiz. Es war ein wunderbares Wintersemester 1961/62. Ich fühlte mich völlig frei und genoss das Zusammenleben mit engagierten Mitstudenten und -studentinnen aus aller Welt. Einem Afrikaner aus Südafrika

¹ T. Sundermeier, Mission, Bekenntnis und Kirche. Missionstheologische Probleme des 19. Jh. bei C.-H. Hahn, Wuppertal 1962.

half ich bei der Vorbereitung auf seinen B.A. theol. Eine Studentin aus Südwesafrika, eine Farmerstochter, Helge Staby, die später an unserer Martin-Luther-Oberschule in Okombahe unterrichtete, führte uns ein in die Konflikte Südafrikas. Ich malte viel und schrieb für die von allen Studenten geforderte Abschlussarbeit eine Interpretation des großen Bildes »Guernica« von Picasso.

Damals wurde ich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, später nach Nordafrika in eine Islammission zu gehen. Auch wenn die Anfrage sehr vage war, nahm ich sie ernst. Das Angebot, eine Assistentenstelle an der Theol. Fakultät in Heidelberg anzunehmen, bot mir u. a. die Möglichkeit, Arabisch zu lernen. Die Professur wurde zu der Zeit stellvertretend von Prof. Dr. W. Kohler wahrgenommen, da H.-W. Gensichen für den Theological Education Fund (TEF) in New York für einige Jahre tätig war. Der TEF diente der Verbesserung der theologischen Ausbildung in den Kirchen der sog. Dritten Welt. Er hatte auch den Neubau des Paulinum in Otjimbingue angestoßen und mitfinanziert.

Seinerzeit war es noch üblich, dass man sich als Assistent allen Professoren vorstellte. Sie gingen wie selbstverständlich davon aus, dass ich mich habilitieren würde. So gab mir H. von Campenhausen den Rat, ja nicht über wissenschaftstheoretische Probleme und Forschungsmethoden zu schreiben. Das brächte nichts. Ich solle mich auf ein Sachthema konzentrieren. Dann sähe man später von selbst, welche Methode ich angewandt hätte und ob es überzeugend geschah. Ich habe mich zeitlebens daran gehalten und den Rat meinen Doktoranden weitergegeben. Heinrich Bornkamm meinte: Schreiben Sie nie alles nieder, was Sie wissen, sondern schreiben Sie so, dass man

beim Lesen spürt, dass Sie noch viel mehr wissen, als im Text steht.

Ich hatte jedoch nicht die Absicht mich zu habilitieren. Eine akademische Laufbahn war nicht mein Lebensziel. Ich lernte Arabisch, übte mit dem Laienspielkreis der Evgl. Studentengemeinde Th. Wilders »Unsere kleine Stadt« ein, machte die Dissertation von W. Kohler über die neureligiösen Bewegungen in Japan druckfertig (das bedeutete, Sätze neu zu formulieren, halbe Seiten zu streichen etc., um den Text vom schweizerischen Redestil zu befreien und gut leserlich zu machen), vor allem aber entdeckte ich für mich neu die Kunst. Bei Prof. Seckel z. B. hörte ich eine Vorlesung über Ostasiatische Kunst. Ein Verleger, für den ich im Auftrag des CVJM ein kleines Büchlein mit Texten der Ravensberger Erweckungsprediger veröffentlicht hatte,² fand meine Interpretation eines Christusbildes von Paul Klee so überzeugend, dass er mich bat, ein Buch zum Thema Christusbilder zu schreiben. In der Vorbereitung dazu entdeckte ich die bis dahin völlig unbekannt gebliebenen Christusbilder von Picasso und setzte sie und andere moderne Christusbilder in Beziehung zu mittelalterlichen Darstellungen. »Maler sehen Christus« ist sicher eines meiner schönsten Bücher geworden. Der Verlag hatte sich bei der Herausgabe auch in ästhetischer Hinsicht viel Mühe gegeben.³

Von der Anfrage in Sachen Islammission in Nordafrika hörte ich nichts mehr. Später erfuhr ich, dass Dr. U. Schön, den ich vom Studium her aus Seminaren bei

² T. Sundermeier, Erweckung in Ravensberg. Predigten und Auslegungen Ravensberger Erweckungsprediger, Wuppertal 1962.

³ T. Sundermeier, Maler sehen Christus, Wuppertal 1963.

G. von Rad und G. Bornkamm gut kannte, die Stelle angenommen hatte. Wichtige Publikationen zur Begegnung und zum Dialog mit dem Islam sind Früchte seines Einsatzes.

Auf die Anfrage aus Wuppertal konnte ich also spontan antworten. Meine Assistentenzeit verlängerte ich nicht und meldete mich bei der Westfälischen Kirchenleitung zurück zum Zweiten Theol. Examen, auf das ich mich in meinem Vikariat in Dortmund Körne-Wambel vorbereitete.

Das wichtigste Ereignis meiner Assistentenzeit: Ich lernte Renate Wellmer auf einem Musikworkshop auf der Burg Fürsteneck/Hessen, nahe an der Zonengrenze kennen. Sie war eine der Leiterinnen des Kursus, der besonders für junge Musiker gedacht war. Zwei Kinder der Familie E.-M. Arndt in Neckargemünd, bei der ich wie schon zu meiner Zeit als Doktorand wohnte, waren Teilnehmer. Sie sollten besucht und abgeholt werden. Deshalb fuhr ich mit den Eltern Arndt für zwei Tage dorthin. Ich war begeistert von Renates Cembalospiel, tanzte auch gern mit ihr. Wie sich bald herausstellte, kannte ich ihren jüngeren Bruder aus der Studienzeit an der Kirchlichen Hochschule in Bethel, auch ihren Vetter als Bläser im Posaunenchor in Bünde. So war ein Kontakt schnell hergestellt. Eine Einladung nach Neckargemünd wurde ausgesprochen – unterstützt von Familie Arndt. Zu einer Tagung des Freideutschen Kreises (ein Relikt aus der Jugendbewegung) am Möhnesee zum Jahreswechsel wurde ich auf Renates Vorschlag zu einem Referat »Aus welchen Werten leben wir?« eingeladen. Am Silvesterabend saßen wir zusammen: »Ich gehe im nächsten Jahr nach Namibia. Gehst Du mit?« fragte ich. Ihre Antwort kam unmit-

telbar: »Ja«. Das war mein Heiratsantrag gewesen. So herrlich spontan ihre Antwort kam, sie war atmosphärisch durch die Prägung des Elternhauses vorbereitet, denn Missionare oder Missionsschwestern waren oft Gäste im Pfarrhaus ihrer Eltern in Hüllhorst in Ostwestfalen gewesen.

Da geplant war, im Laufe des Jahres nach Afrika auszureisen, beschlossen wir, sobald wie möglich zu heiraten. Diese Nachricht war eine völlige Überraschung für die Familien, wobei die Eltern von Renate sie still aufnahmen und vorsichtig Fragen stellten, während sie in meinem Elternhaus eine rauschende Unruhe verursachte. Wir heirateten am 24. März 1963, ein schönes Fest in Bethel, von Renates Eltern vorbereitet. Erst hier hörte ich zum ersten Mal ihr brillantes Flötenspiel, als ihr Onkel Hans Klevinghaus sie auf dem Flügel begleitete. Meine Familie war tief beeindruckt. Zuhause hatten wir Geschwister ja alle im Rahmen von Hausmusik Flöte gespielt. Nun kam mein älterer Bruder Fritz zu mir, legte seine Hand auf meine Schulter und sagte: »Armer Theo, Du wirst nie mehr auf deiner Flöte spielen.« Er sollte Recht behalten. Erst als unsere Kinder anfangen, Flöte zu spielen, übernahm ich den Part auf der Bassflöte.

Im Vikariat in Dortmund bereitete ich mich aufs Zweite Theol. Examen vor, das ich nicht mehr besonders ernst nehmen konnte. Renate unterrichtete wie bisher als Assistentin an der Pädagogischen Hochschule in Wuppertal. Ich war ein wenig erschrocken, als ich später erfuhr, dass sie auf einer Förderstelle angestellt war, die zur Überleitung in eine Professorenstelle führte. Sie beruhigte mich aber in einem Brief: Sie ginge lieber mit mir nach Afrika,

um dort auch in der Küche zu sein, als in Deutschland an ihrer Karriere zu stricken.

Im Oktober 1963 fand in Bünde gleichzeitig Ordination und Aussendung statt. Nun konnten wir, bis die Visa endlich kamen, im alten Missionshaus in Wuppertal zusammen leben. Es war eine schöne Zeit, ausgefüllt auch mit einer Reihe von »Missionspredigten« in verschiedenen Gemeinden, die auf diese Weise daran erinnert werden sollten, dass aus ihrer Mitte wieder ein Missionar ausgesandt wird. Als wir 1974 aus Afrika zurückkamen, wurde uns aus Spradow ein Zeitungsausschnitt mit einem Foto von Renate und mir zugeschickt, das man in der Bibel der verstorbenen Mutter gefunden hatte, ein Zeichen dafür, dass es noch so etwas wie eine Ravensberger Missionsgemeinde gab.

Aber auch im Missionshaus hatten wir das Gefühl, mit offenen Armen in die »Missionsfamilie« aufgenommen zu sein. Es gab damals dort einen Mittagstisch, bei dem uns zum Abschluss ein von uns ausgewähltes Lieblingsgericht zubereitet wurde. Als ich nach fünf Jahren zum Heimaturlaub dort kurz einkehrte, stand eben dieser Nachtisch wieder auf dem Tisch!

Wie bei allen Verabschiedungen kam die ganze Mitarbeiterschaft zusammen. Das gemeinsam von allen auswendig gesungene Lied von Zinzendorf »Jesu geh voran, auf der Lebensbahn« gehörte zum Repertoire solcher Verabschiedungen. Dass der Satz aus der vierten Strophe »Führst du uns durch rauhe Wege, gib uns auch die nöt'ge Pflege«, bald harte Wirklichkeit für uns werden würde, ahnten wir zum Glück nicht, sondern stiegen zukunfts-offen am 2. Januar 1964 in Frankfurt in das Flugzeug nach Johannesburg.

2. ERSTE BEGEGNUNGEN IN SÜDAFRIKA

Auf dem Flughafen wollten uns eigentlich Fred van Wyk, Direktor des Institute of Race Relations, und Beyers Naudé, der Gründer des Christian Instituts und vormaliger Vorsitzender des mächtigen burischen Geheimbundes, des »Broederbond«, nun aber deren schärfster Kritiker, abholen. Aber sie verpassten uns, denn sie hatten ein »elderly couple« aus Deutschland erwartet. Dafür aber nahmen Renates Cousine und ihr Mann, Ulrike und Dr. habil. Heye Groenewold, der zur der Zeit für die UNO an der Universität von Pretoria arbeitete, uns mit in ihr Haus in Pretoria. Für Renate war es eine Wohltat. Wegen ihrer Schwangerschaft war der lange Flug doch anstrengender gewesen, als wir vermutet hatten.

Wenige Tage später ging es nach Johannesburg. Wir waren zur Vorbereitung unserer Arbeit in Namibia eingeladen, an einem interkonfessionellen Kursus für Dozenten an theologischen Seminaren in Süd- und Südwestafrika teilzunehmen, der vom Theological Education Fund (TEF), New York, angeregt und finanziert wurde. Mein Doktorvater H.-W. Gensichen, der den Kursus angeregt hatte, war auch dort. Wie in alten Zeiten musste ich hier und da für ihn »Hilfskraft-Dienste« leisten. In einem anglikanischen Kloster in Rosettenville/Johannesburg lebten wir zusammen mit 43 anderen Dozenten und Professoren aus zehn verschiedenen Konfessionen: Europäer, weiße und schwarze Südafrikaner, Mitglieder verschiedener Ethnien, Farbige, sog. Coloureds. Wir aßen und diskutier-